

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 28.

Grand Island, Nebr., 28. Februar 1908. (Zweiter Teil.)

Nummer 27.

## Molltöne.

Willst du darum gar verzagen  
Deines Liedes Musit,  
Weil nicht mehr in Sommertagen  
Zubehnd singst dein Glüd?

Will der Sommer von dir scheiden,  
Herblich welt dein Lieb;  
Bis der Winter deiner Leiden  
Lieber's Schneefeld zieht.

Was im süßen Lebensdränge  
Dir gelübt, gelübt,  
Laf du schlafen — allzu lange  
War die Luft schon müd.

Leid will auch in Tönen klagen,  
Sinat in Moll ein Stück —  
Willst du darum gar verzagen  
Deines Liedes Musit?

## Der Brief.

Von Anna Blum - Erhard.

Im Hausflur traf Gabriele den alten Fortkneifer.

„Wo bist du?“ fragte er und hielt sie an den Händen fest. „Nur ein Stückchen die Straße hinaus“, erwiderte sie. „Ich bin gleich wieder hier.“

„Nicht meinetwegen!“ wehrte er. „Ich hab' noch zu thun. Bleib' aus, so lang Dich's freut.“

Er sah der jungen Nichte nach, bis die Thür sich hinter ihr schloß. Dann stieg er die Treppe hinauf ins obere Stockwerk.

Gabriele ging langsam durch den Vorgarten und trat durch das alterthümliche weiße Thor hinaus auf die helle Straße. So hell, daß sie die Augen ein wenig schloß.

Noch eine Biegung, und sie hatte das kleine ländliche Postamt erreicht. Sie ärgerte — dann schlüpfte sie hinter dem breiten Rücken eines Viehhändlers, der in der Thüröffnung stand, in den Wartesaal. An das Schreibpult gelehnt, sah sie durch die offene Fensterscheibe ins Bureau.

Das blasse Postfräulein sah darin und schrie. Der alte Landbote war am Tisch nebenan mit dem Sortieren beschäftigt. Dann wurde abbestempelt. Vielleicht in eben diesem Augenblick der Brief, den sie diesen Morgen mit toller Entschlossenheit in den Schalter geschoben.

Was wollte sie hier? Ihn zurückholen? Unmöglich machen, was darin stand?

Noch war es Zeit. Noch lag er auf dem Tisch. Noch ein Wort von ihr — und sie hielt ihn wieder in Händen. Aber hatte denn Laune ihn diktiert? War nicht jedes Wort reiflich erwogen und mit ihrem Herzblut geschrieben worden? Hatten nicht leidenschaftliche Liebe und gekränkter Stolz wochenlang in ihr um den Stiel gestritten, bis endlich, endlich der Stolz die Oberhand besiegte?

Der Brief mußte an seine Adresse gelangen. Es war jämmerlich Schwachheit von ihr, hier zu stehen und mit dem Gedanken zu liebäugeln: Noch ist es Zeit. Sie wandte sich hastig nach dem Ausgang. Nichts war ihr Enten; aber langsam, ganz langsam bog sie von der Hauptstraße in den schmalen erlenbestandenen Seitenweg, der in die Felder führte. An einem Baum, der zwei Wiesgründe trennte, blieb sie stehen. Schwer atmend. Als hätte sie eben so viele Meilen wie Schritte zurückgelegt. Mit klopfenden Pulsen! Wie schwer, ach, war das Leben! Wie schwer war es, die Entscheidung zu treffen, wenn Herz und Kopf verschiedene Wege wiesen!

Sie sah an dem alten Kirchthurm empor, der nach den Wiesen den Gottesacker begrenzte. Noch ein Viertelstündchen, dann würde die Post vorüberfahren und den Brief davonführen, seinem Ziele entgegen.

Sie legte die Arme auf dem Zaun auf und barg ihr Gesicht darin. Und dann war dies Leben voll süßer Hoffnungen zu Ende — der Brief, in dem sie ihm Liebe und Freundschaft kündigte, führte den Schwertstreich der Vernichtung. Zu Ende die gemeinschaftlichen Ziele — er würde seinen, sie ihren Weg gehen! Zu Ende die köstliche in Gedanken miteinander Verbundenheit! Zu Ende das heimliche Sehnen! Und die große, große Liebe!

Eine gähnende graue Leere starrte ihr als Zukunft entgegen. Ein Schauer überfiel sie — sie zitterte trotz der wunderbaren Sommerwärme, und Thränen, große, heiße Thränen rannen ungestillt über ihre Wangen.

Noch war es Zeit. Noch stand es bei ihr, das Leben mit seiner Lust und Qual fortzuführen, all die heftigen und unruhigen Erwartungen, die Seelenkämpfe, die Erschütterungen wieder aufzunehmen, um endlich, wenn er sich die Mühe nahm, über zu denken, in seine Arme zu fliegen

und mit heißen, durstigen Lippen an seinem Munde zu hängen. Nein. Das sollte, das durfte nicht sein. Nicht mehr sein! Um der Qual willen, die sie seit Wochen litt — um der Zweifel willen, die nach jedem Beisammensein in ihr aufgestiegen waren — mußte sie den Schwertstreich führen. Denn heute wußte sie, was sie lange niedergedrückt — während dieser selbstauferlegten Trennung war ihr die schmerzliche Klarheit gekommen: Erwin war dieser großen, starken, alles überwindenden Liebe nicht werth.

Wie ein festabgerundetes Bild sah sie die Zukunft an seiner Seite vor sich: Sie würde darben, weil sie sich verausgabte — sie würde hungern, weil sie verschwendete! Sie würde ihn mit Liebe überschütten und erst Färllichkeit, dann Gleichmüthigkeit — zuletzt Ermüdung ernten.

Und sie würde elend sein. So elend, als sie zuerst glücklich gewesen war.

Himmel, was war das für ein Glück gewesen! So groß und strahlend, daß es sie fast erdrückte! Eine Seligkeit, für die es keine Worte gab! Lieben und geliebt sein! Sie hatte es nie zuvor trotz mancher heimlichen Schwärmereien gekostet. Damals erst, dünkte ihr, habe ihr Leben begonnen. Weiten hatten sich vor ihr aufgethan, auf Höhen war sie gekommen! — Und dann kam Sturz auf Sturz. Mäthlich sah sie — er war der Gott nicht, den sie geträumt; der Held nicht, für den sie ihn gehalten; der Weise nicht, dessen Vorn ihr unerschöpflich schien. All dies hatte ihre Phantasie, ihre Liebe ihm angeblüht.

Aber noch war er ein kluger, ein lebenswürdiger Mensch von glühendem Naturell. Und ihre Liebe, anstatt sich zu vermindern, wuchs. Gerade als wollte sie ihn entschädigen, daß ihre Erkenntniß ihn seines Glanzes beraubte. Mit Staunen fühlte sie, wie groß der Einfluß seines Wesens noch immer war, wie er sie im Banne hielt, wie sie mit seinen Gedanken dachte, mit seinen Worten sprach.

Aber dann kam ein anderes Staunen über sie. Der immer seiner Unabhängigkeit vom Urtheil der Welt sich gerühmt, war ein unfreier Mensch. Tausend Rücksichten hielten ihn im Banne. Nach rechts und links hatte er zu schauen. Dies und jenes verbot sich für ihn: Um seine Laufbahn nicht zu schädigen, hieß es mit der Veröffentlichung des Verlöbnißes zu warten. Gabriele fügte sich. Was lag im Grunde daran, ob die Welt von ihrem Glück wußte? Allein aus diesem Zustand erwachsen Mißbilligkeiten. Es kam vor, daß Erwin sie in Gesellschaften fast wie eine Fremde behandelte, um ja jeden Schein näherer Beziehungen zu vermeiden. Es that ihr weh, zu sehen, wie groß seine Fertigkeit in der Beherrschung war, und wie frohlich er sein konnte mit anderen, während sie still und stiller ward, durch den ganzen Saal hinüber durch nach seiner wohlklingenden Stimme horchte und schließlich zum Aufbruch mahnte, ohne einen wärmeren Blick von ihm erhascht zu haben.

Wachte sie ihm später bei ihren heimlichen Zusammenkünften vor, so ging er scherzend darüber hinweg und betonte die Wichtigkeit seines Verhaltens. Und hatte er nicht recht? — Es kamen Zeiten der Trennung. Er hatte geschäftlich auswärts zu thun oder war zu militärischen Dienstübungen einberufen. Die Verlobten sahen sich auf schriftlichen Austausch ihrer Gedanken und Gefühle angewiesen.

Aber auch hier erlebte Gabriele Enttäuschungen. Es war kein Wechsel auf Erwin. Er konnte oft Wochen hindurch in Stillschweigen verharren. Dann kamen rasch nach einander zwei liebevolle Briefe. Aber gerade dann, wenn die Antwort am dringlichsten ersehnt wurde, ließ sie ungebührlich lange auf sich warten.

Der Zweifel kam. Nicht: Liebt er mich? — Sondern: Wird seine Liebe mir genügen können? Sind meine Anforderungen an ihn nicht ungemessener, als er sie erfüllen kann? Werde ich nicht eines Tages vergebens an den Felsen pochen „Gib!“, und der Fels versagt?

Qualvolle Nacht, in der die Erkenntniß reifte!

Wilteste Stunde, die den Entschluß gebor, zu entsagen!

Und Wochen seit ihrer freiwilligen Flucht ins Fortkneifer, der nicht ihren wechselvollen Stimmungen nachforschte, der sie geduldig im Lachen und Weinen gewähren ließ — Wochen voll von Kämpfen: Soll ich nicht!

Ein bißchen Liebe — so ein leichtes Wasser, das tost und ländelnd an allem Ernst vorüberströmt — das war es, was Erwin ihr gab, womit sie sich ein ganzes Leben lang genügen

lassen mußte, weil er nichts Tieferes zu geben hatte.

Nein. Gabriele schrieb den Brief, in dem sie ihm sein Wort zurückgab. Nicht, weil sie ihn nicht mehr liebte. Darum schrieb sie, weil er ihre Liebe nicht achten würde. Jeder mißt den anderen nach eigenen Maßen.

Mit umflorten Augen sah Gabriele in die Höhe. Der goldene Thurmuhrenzeiger stand auf fünf. Und fünf mächtige Schläge erschütterten die Luft.

Von der Dorfstraße herüber klang Häderrollen und Hufschlag. Die Post rastele davon, landeinwärts.

Gabrieles Herz trampfte sich zusammen. Starr sah sie der entschwindenden gelben Rutsche nach. Der Würfel war gefallen. Und indem sie fast schwankend den schmalen Wiesenweg dahinschritt, wußte sie, daß sie in eine graue, sonnenlose Zukunft wanderte. Mit matter Seele.

## Die Bombe.

Von Victorin Cardou.

Der Neujahrstag mit seinen Geschenken ruft mir stets eine Episode aus der Zeit der Pariser Belagerung ins Gedächtniß zurück. Es ist eine harmlose Geschichte, aber ich spiele darin eine Rolle, und ich gestehe, daß ich darauf ein wenig stolz bin.

Doch möge sich der verehrliche Leser, der vielleicht an irgend eine klutige Heldenthat denkt, beruhigen. Die Begebenheit spielt weder auf den Wällen von Paris, noch bei irgendeinem Vorposten. Schauplatz der Handlung ist das behagliche Haus meines alten Freundes Dutailly in der Rue de Trévise.

Dutailly war ein geachteter Fabrikant, dessen eine ausgezeichnete Frau und eine hübsche Tochter, war ein guter Patriot und ein vortrefflicher Geschäftsmann; nur hatte er den einen Fehler, etwas gar zu sehr auf die Politik verfallen zu sein. Sonst war er aber der beste Mensch von der Welt.

Er hatte sich nicht bedenken lassen, aus der Stadt zu fliehen, noch ehe sie von den Preußen eingeschlossen war.

Uebrigens tröstete er sich damit, daß ja die Sache nicht allzulange dauern könne. Doch Madame Dutailly, vorrichtiger als ihr Gatte, hatte nicht versäumt, unglaubliche Quantitäten von Nahrungsmitteln in ihrem Hause aufzubewahren, so daß die Familie damit ihr Auskommen gefunden hätte, wenn auch die Belagerung noch drei Monate länger gedauert hätte. Ja, die vortreffliche Frau hatte sogar in ihrem Garten einen Kuhstall errichten lassen, dazu Hühner in Menge und einen vollbesetzten Schweinestoben.

Ich habe guten Grund, dieser braven Hausfrau in Dankbarkeit zu gedenken. Denn ich war bei Dutaillys zweimal wöchentlich, Sonntags und Donnerstags, eingeladen, und ich entschädigte mich für die Entbehrungen, die ich mir sonst auferlegen mußte. Ha, diese Omeletten, diese Käsetorten, diese Fricandeaus! Dazu der gute Wein meines Dutailly!

Ich war nicht der einzige Gast des Hauses. Der erste Buchhalter der Fabrik, der zukünftige Schwiegersohn und Ufocis, Anatole Briquet, hatte seine Auer neben dem meinen. Der gute Junge, etwas schüchtern und träumerisch, war leidenschaftlich in die hübsche Gertrud verliebt, die ihn ganz gern zu sehen schien. Die Eltern hatten gegen den Bewerber nichts einzuwenden, und so schien alles nach Wunsch zu gehen, wenn nicht die Verlobungsfeier des Krieges wegen hinausgeschoben worden wäre. Briquet, der als Korporal einberufen wurde und in der Kaserne St. Denis domicilirt, that seine Pflicht als Soldat, allerdings ohne Enthusiasmus.

Dutailly hingegen war ein fanatischer Anhänger des Generals Tschu. Dazu hatte der „Temp“ begonnen, eine Reihe von Artikeln zu publiziren, in denen irgendein unbekannter Strategie die Operationen in der Provinz zu einem siegreichen Ende führte — auf dem Papier natürlich. Dutailly nahm diese Phantasien blutig ernst. Er bestellte eine Karte mit rothen Fäden und folgte mit Feuereifer all diesen imaginären Märschen und Gefechten. Briquet, etwas ungläubig, erlaubte sich eine schüchterne Einwendung, erregte aber dadurch seinen Chef aufs höchste. Es gelang mir, die beiden wieder zu versöhnen, aber ich merkte wohl, daß Dutailly sich nicht darüber beruhigen konnte, so viel schöne Siege verlieren zu müssen, weil Briquet es nicht zugab, daß sie möglich wären.

Die Ankunft eines neuen Offiziers machte die Situation noch verwickelter. Ich war sehr überrascht, eines Abends, da ich mich etwas verspätet hatte, meinen gewöhnlichen Platz zur Rechten von Madame Dutailly besetzt zu finden. Es war ein Unbekannter, groß und robust, mit stark geröthetem Ge-

sicht, lärmend und präherlich. Er trug eine phantastische Uniform, die aus irgendeiner Theatergarderobe stammte und mit den Abzeichen eines Kapitäns geschmückt war, dazu ein Paar sehr hoher, glänzender gewichster Stiefel, die allein ihm schon das Ansehen eines Hetos verliehen.

Ich war kaum mit der Suppe fertig, als ich schon über meinen Mann gründlich informiert war. Denn er sprach unaufhörlich. Ich erfuhr, daß Robillard — so war er mit von meinem Freunde vorgestellt worden — ein Kapitän der „muthigen Söhne von Courbovie“ war, mit seiner Schaar die Orde durchgeführt hatte, einzelne Häuser der Stadtbezirke von Paris zu zerstören oder wenigstens die Möbel wegzuschaffen, um den Feinden keine Gelegenheit zu geben, sich dort zu verschanzen. Ich fragte mich im geheimen mit Vergern, wie dieser Schwabrouer dazu komme, uns die besten Bissen wegzuschneiden, als mir Madame mit leiser Stimme einige Aufklärungen gab. Sie war diesen Abend auf dem Boulevard Poissoniere ausgeglitten und konnte nicht aufstehen. Kapitän Robillard, der zufällig vorüberkam, führte sie in eine Apotheke und brachte sie dann in einem Wagen nach Hause. Aus Dankbarkeit hatte man nicht umhin können, den Retter zum Diner zu bitten. Diese Erzählung beruhigte mich, denn ich war überzeugt, daß der Kapitän ein zweitesmal nicht kommen werde.

Robillard zeigte sich als ein wichtiger Bursche. Er gab sich für den Angehörigen einer großen Kompagnie aus, die ihn mit den wichtigsten Kommissionen betraut hatte, und in der Angelegenheit eines riesigen Kohlengeschäfts hatte er halb Europa bereist und erzählte uns sehr amüsante Abenteuer.

Beim Ausbruch des Krieges war er heimgeliefert, da es das Heil des Vaterlandes erforderte, und an der Spitze der „muthigen Söhne“ hatte er wichtige Heldenthaten vollführt. „Die Feinde waren bereits im höchsten Grad benurigt — ich sah ihnen tüchtig im Nacken“ — fünfaufend solcher Burschen mehr wie meine, „muthigen Söhne“, und ich will meinen Kopf wetten, daß wir durchbrechen — uns mit den draußen Wartenden verbinden und Paris entsetzen — u. s. w.“

Madame hörte diese Prahlereien mit Höflichkeit an, während ihr Gatte nur schlecht dem Verlangen widerstand, ihren Glauben zu schenken. Gertrud allein schien sehr gleichgültig. Was Anatole anbelangt, der in seiner Uniform noch schwächerer als gewöhnlich aussah, dazu mit einem fürchterlichen Schnupfen behaftet war, so verschwand er ganz neben der martialischen Erscheinung dieses Kriegers, der auch nicht ermangete, ihn, nach Art der Starke, etwas sehr von oben herab zu behandeln.

Ich erfuhr einen Vorwand, um gleich nach dem Kaffee zu verschwinden, betäubt durch die Fanfaronaden des Kapitäns, in der Hoffnung, ihn nicht mehr anzutreffen. Darin hatte ich mich aber grausam getäuscht. Er blieb seinen Abend aus, an dem auch ich eingeladen war. Ich konnte auch bemerken, daß er allmählich in der Gunst des Ehepaars große Fortschritte machte. Madame Dutailly hatte er sowohl durch seinen Muth wie durch seine Galanterie gewonnen und Dutailly selbst war entzückt, daß der Kapitän das lebhafteste Interesse an seinen militärischen Erfahrungen auf der Karte zu nehmen schien. Anatole, noch mehr verschupft als gewöhnlich, verlor sichtlich an Terrain bei den Eltern.

Seine Ausfichten verschlechterten sich noch mehr, als er nach dem Gefecht von Bourget mit einer Wunde am linken Arm zurückkehrte. Er erzählte uns die traurige Episode, die Flucht, den Tod von Baroche, dies alles mit einer Miene von Niedergeschlagenheit, daß ihn der Kapitän bald der Desertion und der Feigheit beschuldigt hätte. Wenn er es nicht that, so geschah dies sicherlich nur aus Rücksicht auf die Damen; aber er drückte sich nichtsdestoweniger ziemlich unverblümt aus. Ha, mit welcher Entrüstung malte er aus, welche Wendung die Sache genommen hätte, wenn die „muthigen Söhne“ dabei gewesen wären! Dutailly war entusiasmirt! Auch seine Frau war begeistert, und außer mir und Gertrud nahm niemand wahr, daß Anatole ernstlich an seiner noch blutenden Wunde litt.

Am nächsten Tage hatte er Fieber, und mehrere Wochen hindurch mußte er das Bett hüten. Als er wieder er schien, noch bleicher und schwächer als sonst, hatten unterdessen die offensivlichen Bewerbungen des Kapitäns um die Hand Gertruds bei den Eltern einen günstigen Eindruck gemacht. Das Mädchen hatte verweinte Augen, und ich schloß daraus, daß sie mit ihrer

Mutter, die von Robillard ganz begeistert war, irgendeine Auseinandersetzung gehabt hatte. Es war höchste Zeit zu handeln!

Zufällig war der Neujahrstag nahe und diesen Abend sagte der Kapitän zu der Frau des Hauses: „Gnädige Frau, von meinem Neujahrsgeschenk werden Sie überrascht sein!“

Dies gab mir die Idee, auch meinerseits irgendeine Ueberraschung vorzubereiten.

Am Neujahrabend waren wir alle eingeladen und Dutailly empfing uns mit strahlender Miene. Der Strategie des „Temp“ hatte an diesem Tage den Prinz Karl aufs Haupt geschlagen, durch einen scheinbaren Rückzug in die Falle gelockt — einer der schönsten und interessantesten Fälle in der modernen Kriegsführung. — Dutailly offerirte uns diese Nachricht als Neujahrsgeschenk. — Anatole überbrachte einen Hafen, der sich in einer Schlinge auf der verödeten Insel St. Denis gefangen hatte. Was den Kapitän betrifft, so überreichte er der Dame des Hauses eine große Dose landtirter Feuchte in — einer deutschen Pidelhaube. Meine Gnädige, setzte er lächelnd hinzu, „es hätte nur von mir abgegangen, Ihnen mit diesem Helm auch das Haupt des Besitzers zu offeriren!“

„Wie?“ entsetzte sich Madame Dutailly. „Sie haben ihn getödtet?“

Ich erlasse dem Leser die näheren Details, aber man kann sich wohl denken, daß uns der Kapitän nicht die geringste Einzelheit schenkte. Versteckt in einer Tonne, hatte er den Feind besauert, überfallen und erwidert, da er von seinem Revolver keinen Gebrauch machen wollte, um nicht die Aufmerksamkeit der übrigen auf sich zu lenken.

„Oh!“ — wie nahm ich im Gegensatz zu dieser Heldenthat der arme Hase Anatoles kümmerlich aus!

„Ich will durchaus nicht mit unserm werthen Herrn Kapitän rivalisiren“, erklärte ich, „aber auch mein Geschenk ist eine kleine Ueberraschung. Da es aber erst in einer Weile ankommt, schlage ich vor, uns dadurch nicht abhalten zu lassen, zu unserem Diner zu gehen.“

Man setzte sich zur Tafel und die Mahlzeit verlief sehr heiter.

Eben als man beim Kaffee saß, meldete der Diener, daß ein Artillerist mein Geschenk im Salon niedergelegt hatte. Wir begaben uns dahin und sahen auf dem Tische einen ziemlich großen Gegenstand, der in weißes Papier eingehüllt und von einem blauen Band umwunden war.

„Was wird es wohl sein?“ fragte neugierig Madame Dutailly.

„Ich will es im Vorhinein sagen“, rief ich, „es ist eine Bombe!“

„Eine Bombe?“

„Jawohl! — Dutailly hat so oft den Wunsch ausgesprochen, eine wirkliche Bombe zu besitzen, daß ich mich entschloß, ihm den Gefallen zu thun — mein Freund Roland, Kommandant der Batterie, hat sie mir geschickt. Sie kommt vom Plateau von Monron.“

Dabei entfernte ich die Papierhülle und die Bombe zeigte sich, schwarz, ernst, fast drohend.

„Du entzückst mich!“ sagte Dutailly. „Ich will sie gleich in mein Arbeitszimmer tragen.“

„Aber wenn sie geladen wäre?“ meinte Madame Dutailly besorgt.

„Oh!“ erwiderte ich, „beruhigen Sie sich — es ist doch selbstverständlich, daß mir Roland keine ungebrauchte Bombe schicken wird — übrigens, da ist ja sein Brief —“

Ich nahm den Brief und erbrach ihn. Aber schon bei den ersten Zeilen, die ich mit halblauter Stimme gelesen hatte, zeigten sich Ueberraschung und Schrecken in meiner Miene so deutlich, daß alle bestürzt ausriefen: „Was haben Sie — was gibt's?“

Ich las den Brief laut vor: „Lieber Freund! Anbei die gewünschte Bombe. Leider war es mir nicht möglich, sie vorher ungefährlich zu machen — unter meinen Leuten versteht sich niemand darauf. Aber Sie können sich ja zu dem Wüchsmacher in der Rue Durol senden, der dies Geschäft leicht besorgen wird. Nur ist äußerster Vorzicht beim Tragen nötig; kein Schloß, keine unanständige Berührung — denn es gehört nicht viel dazu, um eine Bombe zum Explodiren zu bringen.“

Ich wurde von den entsetzten Ausrufen der Anwesenden unterbrochen. „Entsetzlich!“ schrie Madame Dutailly, „entfernen Sie doch dies schreckliche Ding —. Das ist ja entsetzlich — eine Bombe in meinem Salon!“

„Nicht anrühren!“ schrien die anderen.

„Nur Ruhe!“ befahl ich. „Der Artillerist, der die Bombe gebracht hat, soll sie auch wieder wegtragen.“

„Oh!“ sagte der Bediente, der jitz-

ternd und angstverfört bei der Thüre stand, „er ist schon fortgegangen!“

„Neuerliches Entsetzen!“

„Nun denn“, entschloß ich mich, „dann will ich selbst —“

„Ich verbiete es dir!“ schrie Dutailly. „Du bist zu schwach, um diese Bombe bis dahin zu tragen. Du würdest sie vielleicht auf der Straße fallen lassen, oder noch im Vorzimmer —“

Madame Dutailly klammerte sich an mich an. „Nein! Nicht Sie! Es ist zu gefährlich!“

„Das ist ein Geschäft für unsern Kapitän!“ fügte Dutailly hinzu.

„Für mich?“ sagte Robillard. „Ja doch, mein Lieber“, erwiderte der Hausherr. „Sie sind stark, und außerdem sieht Sie an dergleichen Sachen gewöhnt — Sie spielen ja mit Kugeln und Bomben —“

„Aber“, flötete der Kapitän, der merklich erlebicht war, — eine Bombe! — Könnnte man sie nicht vielleicht morgen holen lassen?“

„Morgen!“ schrie Madame, „aber ich würde ja vor Angst die ganze Nacht kein Auge zumachen!“ Und ganz außer sich, fügte sie hinzu: „Ich gehe in diesem Fall sogleich in irgendein Hotel, um dort zu übernachten.“

Anatole nahm das Wort. „Das ist unnötig — lassen Sie mich die Bombe forttragen.“

Dutailly hielt ihn zurück. „Sie sind närrisch, mein Lieber! Mit Ihrem verwundnen Arm — wollen Sie das Haus in die Luft sprengen?“

„Das ist in der That kein Geschäft für einen Kranken“, stimmte ich bei.

„Vorwärts, Kapitän!“ rief der Hausherr aus. „Entfernen Sie doch dieses Ungeheuer!“

Der Kapitän sah man es an, daß ihm nicht wohl zumuthe war. Aber er befolgte seine Rathlosigkeit.

„Sie haben mich vorher nicht verstanden“, sagte er lächelnd. „Ich wollte sagen, daß die Fortschaffung der Bombe so ohne weiteres gefährlich ist — es handelt sich darum, irgendeinen Wagen aufzutreiben.“

„Einen Wagen!“ rief Dutailly, „die sind ja alle für die Ambulanzen requirirt —“

„Mein Freund, der General Berbis“, sagte der gewandte Robillard, „dimit heute bei Redant. Sein Wagen ist vor der Thür des Restaurants. In zehn Minuten, höchstens in einer Viertelstunde, kann ich hier sein.“

„Guten Sie!“ rief die Hausfrau. „Ach, ich zittere an Händen und Füßen —“

Der Kapitän hatte seine Scharpe umgehürtelt und an der Gite, mit der er verschwand, sah man deutlich, daß er froh war, die Bombe weit hinter sich zu wissen.

Ich lehnte in den Salon zurück, wo eine vollständige Verwirrung herrschte. Madame Dutailly schwannte zwischen dem Verlangen, zu fliehen und die Bombe zu überwachen. Unauffällig spähte ich durch das Fenster auf die mondbleichen Gasse.

„Es wäre doch so einfach gewesen, wenn man mit gestattet hätte, sie fortzutragen“, murmelte Anatole.

Dutailly betrachtete ihn erstaunt über diesen unerwarteten Muth.

„Wenn nur der Kapitän bald zurückkäme!“ seufzte die Hausfrau.

„Daß er auf sich warten lassen wird“, sagte ich heiter, „dessen können Sie versichert sein — er wird überhaupt nicht zurückkommen —“

„Warum denn?“

„Er hat den entgegengesetzten Weg eingeschlagen — ein Zeichen, daß er nicht zum Restaurant geeilt ist —“

„Ja, was sollte denn das heißen?“ rief ihr Mann aus.

„Das will heißen, werther Freund, daß der Kapitän nur ein Aufschneider ist, den ich mittels dieser ungeschuldigen Bombe entlarvt habe.“ Und indem ich ein Photographiealbum vom Tische nahm, schlug ich mit aller Kraft auf die Bombe, die in tausend Stücke zerplatzte — in tausend Stücke von Schokolade!

Ein sümmisches Gelächter brach los, begrüßte diese Explosion, die eine endgültige Entscheidung für Anatole bedeutete.

Drei Monate später heirathete er Gertrud.

Der Kapitän ließ nichts mehr von sich hören.

**Die feindlichen Brüder.**

Während der Homerule-Debatten befand sich Joe Chamberlain als Gast Sir William Harcourt in Malwood, während sie sich doch im Parlament als grimmige Gegner befandeten. Ein Freund spielte auf die merkwürdige Gostfreundschaft an, die Harcourt Chamberlain gewährte. „Jo“ antwortete Sir William, „Ne und ich sind wie Brüder.“ „Ja“, entgegnete der Freund spöttlich, „das waren Kain und Abel auch!“